



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n s c h a u.

Jeremias Gotthelf und die innere Mission. — Es wird für unsre Leser von Interesse sein, von einem Mann, der dem Anschein nach auf einem entgegengesetzten Standpunkte steht, als der unsrige ist, von einem echten Christen, über einen vielbesprochenen Versuch des neumodischen Christenthums, durch äußere Hilfsmittel den Unglauben zu bekämpfen, eine Ansicht ausgesprochen zu hören, die in vielen Punkten mit der unsrigen übereinstimmt. — Jeremias Gotthelf hatte vor elf Jahren ein Büchlein geschrieben: Die Armennoth, in welchem er mit einem der Sache angemessenen Ernst die schreckliche Gefahr bespricht, welche die Gesellschaft durch den immer schroffer hervortretenden Gegensatz zwischen Arm und Reich bedroht: einen Gegensatz, der zwar in den Thatfachen stets bestanden hat, der aber jetzt auch in das Bewußtsein übergetreten ist, da man mit dem Gefühl der Entbehrung zugleich das Gefühl von der Berechtigung des Menschen zum Genuß verbindet. Er hat sich bemüht, für diese unabweisbare Thatfache Heilmittel aufzufinden, und er hat dabei, wie billig, vorzugsweise die Zustände seiner nächsten Umgebung ins Auge gefaßt, ja, er hat eigentlich nur an diese gedacht, denn die allgemeinen Betrachtungen, die sich daran knüpfen, sind das weniger Bedeutende an diesem Buch. Wenn also zunächst an seinen Vorschlägen nur die Schweizer ein unmittelbares Interesse nehmen können, da die Mehrzahl der Einrichtungen, die er der Kritik unterwirft und für die er Reformen angiebt, uns fremd sind, so können wir doch aus einem aufmerksamen Studium derselben großen Nutzen ziehen, denn die klare, detaillirte Besprechung eines bestimmten Falles ist unendlich viel lehrreicher, als die umfassendsten Ideen, die ins Blaue hinausgehen. Wir machen hier nur auf zwei Umstände aufmerksam, einmal, daß er vollkommen richtig die Noth nicht von Oben aus, nicht durch eine centralisirende Staats- (oder Kirchen-) Gewalt, sondern in den kleinen Kreisen, namentlich in der Familie und in der Gemeinde, bekämpfen will, und zweitens, daß er eben so richtig die Verwilderung der nothleidenden Klassen nicht unmittelbar durch geistige Mittel, sondern durch die Vermittelung materieller Hilfe, durch die Anregung ihres Thätigkeitstriebes und durch die verständige Richtung aufs Praktische abzustellen hofft. Man wird sich noch an eine Besprechung erinnern, die wir vor einiger Zeit über eine Schrift von Heinrich Merz gaben: Armut und Christenthum. Nur um den wesentlichen Gegensatz zwischen der praktischen, klaren und tüchtigen Auffassung unsers Verfassers zu der ätherischen, verhimmelnden des Schwäbischen Geistlichen anzudeuten, theilen wir hier eine Probe mit, über einen Gegenstand, der auch Merz besonders beschäftigt: — „Ganz besonders ist der Beruf des Weibes verrückt worden. Gott hat das Weib nicht geschaffen zur Sclavin, daß es den Mann nähre, während er auf der faulen Haut liegt, tabaket und Feuerwasser trinkt: aber sicher eben so wenig, daß es den Bündel vorstelle, den der Mann schleppen muß; daß es sich nur nähre durch ihn, nur durch ihn zu Freuden und Genüssen komme, oder daß es sich mit seinem Eingebrachten von allen Pflichten loskaufe und daneben mit andern Weibern wetteifere, wer die Haare am Schönsten flechten, am Unständigsten Nichts thun, am Geläufigsten über Nichts reden, am Graziösesten vor andern Leuten les honneurs machen, en famille aber die Abgespannte, Unbefriedigte, Angegriffene, Capriciöse am Besten spielen könne. Das Weib soll die Gefährtin des Mannes sein in Treue und Liebe in jeder Lage;

es soll mit ihm theilen die Arbeit, oder ihn unbeschwert erhalten zur Arbeit; es soll die Mutter der Kinder sein, und nicht tanzen, während der Mann und die Kindermagd sie zur Ruhe legen und wiegen; es soll sorgen und walten im Hause, während der Mann seiner Arbeit nachgeht; es soll nicht Hemden und Strümpfe, Kinder und Küche über Novellen oder Bistten vergessen; es soll nicht die Nase rümpfen, wenn von zerrissenen Strümpfen die Rede ist, und sich kreuzigen, wenn die Wäsche naht. Wie da doch bei nahender Wäsche, als ob sie die Hundstage wäre, Donnerwetter streichen über viele Weibergesichter; wie der Mann kusch machen möchte, und sich doch nicht klein genug machen kann; wie da die Gesichter wachsen bis in den Boden hinab, und die Seufzer steigen bis zum Himmel auf, und nicht einmal mehr die Kasse laut miauen darf, geschweige denn die Kinder Etwas fragen — es ist wirklich gräßlich, es ist gräßlich, wenn eine immer wiederkehrende Hausarbeit so zum Berge wird, eine solche Stimmung in die Häuser bringt, den Kindern auf ihr Lebenlang einprägt, wie gräßlich es sei, wenn man einige Tage sich etwas mehr anstrengen, zu Hause bleiben muß; wenn man ihre Phantasie von Jugend auf so vergiftet, daß sie sich bei vieler Arbeit unglücklich denken müssen. Das Weib ist so wenig zum Reden allein geschaffen, als der Mann. Frage man, was gebildete Weiber vorstellen in ihren Häusern, deren Bildung man nur beim Schwagen merkt; frage man nach den gebildeten Männern in den Rathsstuben, was ihre langen Reden nützen, wenn sie nur der Deckmantel der Faulheit sind. Frage man doch, was einst Kinder für Weiber werden, die man von Jugend auf dem Hause entfremdet, aller Theilnahme an den häuslichen Freunden und Leiden entzieht, und deren Körper man in Anstrengungen zerrüttet, daß er zu jeder Anstrengung untüchtig wird, in Anstrengungen, die oft eben so unsinnig als nutzlos sind für den eigentlichen Ernst des Lebens und des Weibes Beruf, der in höhern und niedern Ständen nicht so verschieden ist, als man meint.“ — Wir fügen noch eine Probe von der plastischen Kunst hinzu, mit welcher Gotthelf bekannte Geschichten, die eine allgemeine Regel enthalten, durch die Localfärbung zu populäreren versteht, nämlich jene bekannte Anekdote von der Unfähigkeit der höhern Stände, die Noth der ärmern Klassen auch nur zu verstehen. — „In den theuern Jahren kam eine arme Frau zu einer Frau Landvögtin, klagte ihr gar nöthlich ihre Noth: „und nicht einmal mehr Erdäpfel haben wir, denket doch, Frau Junker Landvögtin!“ sagte sie. „Aber, meine gute Frau,“ sagte die Frau Junker Landvögtin mit weisem Gesicht: „Eh, eh, ich wollte doch nicht so jammern! Wir sind auch schon manchmal angekommen mit den Erdäpfeln, aber man muß sich immer zu helfen wissen, meine gute Frau. Wenn ihr keine Erdäpfel habt, so macht öppe ein Apfelmüßli, oder einen Eiertätsch, oder esset es Biskli kalts Bratis aus dem Kuchischäffli. Mi muß nit so meisterlosig sy und meine, mi müß geng Erdäpfel ha; mi muß si öppe lere i d' Sach z'schicke und z'esse, was da ist!“ —

Jeremias Gotthelf hat so eben bei Springer in Berlin eine neue Ausgabe seines Buchs veranstaltet und ein Nachwort hinzugefügt, in dem er seine Ansichten über die neuen Bestrebungen zur Abhilfe der Noth und zu gleicher Zeit zur Bekehrung der Ungläubigen ausspricht. Wir theilen einige Stellen daraus mit. — „In der neuern Zeit hat man sich auch mehr und mehr der verwahrlosten Familien im Proletariat angenommen, geistlich und leiblich, hat dieses Werk innere Mission benamset, d. h. Sorge für die Heiden im Lande. Je lebendiger man von dem Schaffen in diesem Felde ergriffen wird, desto mehr muß gewarnt werden vor unzeitigem Eifer, ungeschicktem

Treiben. Man muß sich sehr wahren, daß, während man Andere arzen will, man nicht selbst peßkrank wird, oder, wie Paulus sagt, daß man nicht selbst verwerflich wird, während man Andern predigt. Man sei ja sehr vorsichtig, daß man nicht Heuchelei fördere und Falschheit pflanze und mit reichen Gaben beide lohne als wahrhaftige Früchte echter Buße und Bekehrung. Es treiben dieses schöne Werk eine Masse von Menschen und Damen mit einem Unverstand, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Sie mahnen viel an die ehemaligen Weihnachts- oder Neujahrskinder, welche in den Häusern umgingen, sich von den Kindern beschauen und begrüßen ließen als wunderbare Wesen von Oben, und den gläubigen Kindern Geschenke spendeten mit vollen Händen. Die jetzigen Neujahrskindlein tragen eine selbstgemachte Puppe in den Häusern herum, nennen sie Christus, lassen sie küssen und anbeten, und wer es thut, der kriegt Allerlei als Lohn für seine Gläubigkeit. Es machen solche Leute zuweilen ein recht unanständiges Aufsehen mit ihrer Theilnahme und Sorge für die Armen, stellen ihre eigenen Persönchen in den Vordergrund, wie keine Tänzerin es besser machen kann. Und hinter dieser Zudringlichkeit oder Vordringlichkeit steckt oft keine Barmherzigkeit, sie schröpfen Andere, geben selbstnichts, ziehen beim Sammeln oder Vertheilen fremder Gaben Glacehandschuhe an, weiße wo möglich, legen dabei ihren Arm gerne in den eines ritterlichen Jünglings, bekommen nach vollbrachtem Werk Herzklopfen, fallen in Ohnmacht, wie man auf keinem Theater so schön es zu sehen kriegt, und das Alles um des Heilands und seiner Armen willen. Man hüte sich doch ja, Christus lächerlich zu machen, damit verdirbt man Alles. — Die innere Mission befaßt sich mit den untern Ständen, nimmt die untersten Schichten des sogenannten Proletariats in Angriff, als ob nur da Heiden im Lande seien, als ob daher das Uebel gekommen, darum auch von daher das Heil kommen müsse. Das ist nun nicht so, sondern umgekehrt: das Uebel, Abfall und Unglauben sind von Oben gekommen. . . . Hier muß die Bekehrung beginnen, hier ist der Hauptacker der innern Mission und nicht das Proletariat. Das ist Nichts, einem armen Mannli die Hölle heizen, oder ihn einsalben mit Verheißungen von Gnade und einer wöchentlichen Unterstützung, wenn er sich bekehre. Aber einem Regenten oder Regentlein, es kömmt auf eins heraus, die Wahrheit sagen wie Nathan dem David, und zwar ohne Hoffnung, es werde in die Zeitungen gethan, in Zeiten, wo solche Artikel weder Zweckessen, weder Ehrenbecher, noch derartige Demonstrationen eintragen, das ist ganz was Anderes. Aber wir haben große Ahnungen, es gebe auch Solche, welche ein stark Wort gegenüber dem armen Mannli haben, ein ordentlich schweißtreibend Wort, und die hätten wiederum einen sehr starken Scharwenzel gegenüber von Regenten und absonderlich von hohen Damen, welche gewöhnlich Theil am Regieren haben, wenn auch nicht einen constitutionellen, so doch einen unabtreiblichen, nicht zu nehmenden. Da muß alle Tage gepredigt werden, daß wenn wir ein christlich Volk bleiben wollen, Schafe seiner Heerde, die Regenten christlich regieren müßten und einen christlichen Wandel führen, daß aller Weisheit und also auch aller Staatsweisheit Anfang sein müsse: Gott fürchten und seine Gebote halten. Da oben also beginnt zu predigen und zu missioniren, aber nicht mit Puppen und Kinderpiel, sondern in der Würdigkeit der alten Kirchenhelden und mit den Worten, die da Kraft haben, wie zweischneidende Schwerter, durch die alte Verstockung gehen, Ströme der Buße quellen lassen über die durch die Winde der Welt ausgetrockneten Felder Gottes, die Schranken brechen, welche zwischen den Ständen sich aufgethürmt, der Bruderliebe den Weg versperrt. — Gott

macht keine Ausnahmen, und wer das tägliche Brod ohne Arbeit hat, soll, wie der Apostel Paulus sagt, arbeiten, damit er habe für den Dürftigen in seiner Noth, und wer nicht arbeitet, soll gar nicht essen. Es ist Nichts, welches so scharf einen Stand vom andern scheidet, als wenn Einer arbeitet, der Andere nicht. Einer begreift den Andern nicht mehr, die Theilnahme verglimmt, es entsteht Haß und Neid auf der einen, Geringschätzung auf der andern Seite. Es ist sehr merkwürdig, wie der Arme vor dem Reichen, der arbeitet, immer noch eine Art von Respekt behält, ihn wenigstens nicht hasset, wie Den, der gar Nichts thut; Dieser hauptsächlich ist's, dem der Arme Genuß und Besiß nicht gönnt. Wer nicht arbeitet, kann kein ehrbar Leben führen. —“

Das Alles sollen keine Angriffe auf die Idee der innern Mission sein, sondern nur eine Abwehr gegen die unreinen Elemente, die sich darin mischen. Wir benutzen diese Gelegenheit, um wieder einmal auf einen Gegensatz zurückzukommen, der uns schon vielfältig beschäftigt hat. Enthielte das Christenthum nichts Anderes, als jene Lehren der Demuth, des Glaubens und der Liebe, die unser wackere Prediger verkündet: nämlich jener Demuth, die wohl einsieht, daß der einzelne Mensch nicht der Mittelpunkt des Universums sein kann, daß er mit seinen Schmerzen, mit seinen getäuschten Wünschen, Hoffnungen und Idealen sich bescheiden muß durch den Gedanken der allgemeinen Nothwendigkeit und seiner individuellen Beschränktheit; daß auch der edelste, tugendhafteste Wille iren kann, und daß er sich nicht vermessen darf, in voreiliger Selbstgerechtigkeit an das Scheitern seiner Ideen den Untergang der Welt und aller Sittlichkeit zu knüpfen; — jenes Glaubens, daß das Gute wirklich ist und sich beständig verwirklichen muß, auch wenn der Einzelne zu Grunde geht; — und jener Liebe, die mit zuversichtlicher Freundigkeit in die Welt blickt, die aber ihre Freude nur dann vollkommen erachtet, wenn sie getheilt wird, und die daher in hingebender Thätigkeit, so weit sie es kann, die Freude und das Wohl Anderer vermehrt: — wäre dies der wesentliche Inhalt des Christenthums, so würde Niemand christlicher gesinnt sein, als wir, und wir würden auch gern Einiges von dem historischen Christus und von der Jungfrau Maria mit in den Kauf nehmen.

Aber was sich heut zu Tage als Christenthum breit macht, trägt in der Regel gerade den entgegengesetzten Charakter. Es zeigt nicht Demuth, sondern Hochmuth, jenes pharisäische Selbstbewußtsein einer höhern Berufung, welche die Welt verachtet, und wenn sie sich scheinbar vor Gott demüthigt, dieses mit dem geheimen Uebermuth eines Sakaien thut, der in dem Glanz seiner Livrée geringschätzig auf den freien Bauer herablickt. Es zeigt nicht Glauben, sondern vermessene Trostlosigkeit; es rechnet mit dem Lauf der Welt mit eben so bitterer Eitelkeit, als der Jungdeutsche Weltschmerz, und unterscheidet sich von demselben nur dadurch, daß es die trübe Empfindung dieses Jammerthals durch die Aussicht auf ein Jenseits, in welchem die Gottseligen unendliche Wonnen genießen, und die Gottlosen unendliche Qualen erdulden werden, einigermaßen versüßt. Diese tröstliche Aussicht ist aber keineswegs geeignet, eine kleine, hoshafte und feige Seele zu veredeln. Es zeigt endlich nicht Liebe, sondern Haß, offenen Haß gegen Alle, die seinen Glauben nicht theilen, und geheimen Haß gegen Alle, die im Glauben mit ihm rivalisiren.

Wir sind weit entfernt, diese Schilderung auf alle Diejenigen ausdehnen zu wollen, welche mit Eifer das Christenthum bekennen, so wenig wir die Anklage gegen das

Wesen der katholischen Kirche auf die Angehörigen derselben übertragen. Die Schilderung gilt dem neumodischen romantischen Christenthum, welches sich als Vorfechter für Thron und Altar in den Vordergrund drängt und mit seinem Christenthum ungefähr eben so coquettirt, wie die Schwarzweißen mit ihrem angeblichen Preußenthum. — Um ferner die Schilderung vollständig zu machen, fügen wir noch hinzu, daß auf unsrer Seite sich eben so ungesunde Erscheinungen vorfinden, und daß jene Coquetterie mit dem armen eiteln Ich, jene Lust am Gefühl der mangelnden Befriedigung, jener Hochmuth der Subjectivität, die sich für den Mittelpunkt der Welt hält und die Gegenstände mit Gleichgiltigkeit betrachtet, uns eben so widerlich ist, als der Jesuitismus der ecclesia militans.

Wir zeigen zum Schluß noch eine zweite Schrift von Jeremias Gotthelf an, die in demselben Verlag erschienen ist: Hans Jacob und Heiri, oder die beiden Seidenweber. Es ist diese kleine Erzählung eine individuelle Auseinandersetzung desselben Thema's, welches die „Armennoth“ ideell behandelt, daß der Mensch seines Glückes Schmied ist. Zwei Familien werden einander gegenübergestellt, die durch die Verschiedenheit ihres praktischen Verhaltens und ihres Verstandes auch zu einer Verschiedenheit im Geist und Gemüth geführt werden. Auch diese Erzählung, wie alle übrigen von Gotthelf, zeichnet eben sowohl die plastische sichere Kraft in der Zeichnung der Figuren, die Gesundheit und der Ernst der Moral, und die durch Humor vermittelte Rücksicht gegen die von allem Menschlichen untrennbaren Schwächen aus. Auch in dieser Schrift wird der Grundsatz, der sich wie ein rother Faden durch die Predigten über die Armennoth zieht, verknüpft: Was die Menschen selbst vollbringen können, das thut der Herr nicht. —

Noch einige Notizen über das Leben des Verfassers. — Albert Bizius, geb. 1797 im Städtchen Murten, Sohn eines Pfarrers, wurde 1820 Candidat der Theologie und Vicar, ging noch ein Jahr nach Göttingen, um zu studiren, reiste im Frühling 1822 über Leipzig und Dresden nach Hause, blieb bis 1832 Vicar, wurde dann Pfarrer zu Lützelsch, verheirathete sich 1833, und gab 1836, im 39. Lebensjahre, den „Bauernspiegel“, sein erstes Buch, heraus, dessen neue Auflage wir in einem der frühern Hefte besprochen haben.

Aus meinem Leben. Von Freiherrn v. Müffling. Berlin, Mittler. — Ein höchst interessanter Beitrag für die Kenntniß der Freiheitskriege. Der Verfasser, bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Strategen des Preussischen Heeres, hat in demselben Verlag bereits früher mehrere Beiträge dazu geliefert, die sich namentlich mit den Feldzügen der Schlesi'schen Armee beschäftigen. Die gegenwärtigen Memoiren dienen zur Ergänzung und Berichtigung dieser frühern Arbeiten. Abgesehen von dem militärischen Interesse, welches natürlich vorwaltet, finden wir auch einzelne Charakteristiken der bedeutendern Persönlichkeiten jener Zeit von einem geistreichen Mann mit großer Schärfe, und doch wieder mit Discretion entworfen. Müffling gehört zu diesen besonnenen Officieren, denen die Regel, die Umsicht und die Berechnung im Dienst für nothwendiger gilt, als die augenblickliche, wenn auch glückliche Inspiration. Unter allen Feldherren, mit denen er in Berührung kommt, steht ihm daher der Herzog von Wellington am Höchsten; unter den Preussischen Generalen Scharnhorst. Mit Gneisenau und den übrigen Officieren, die sich zu den Tendenzen des Jugendbundes hinneigten, ist

er nicht so ganz einverstanden, obgleich er auch ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. — Besonders interessant ist seine Darstellung der Pariser Zustände nach der zweiten Einnahme, wo er auf den Vorschlag des Herzogs von Wellington zum Gouverneur ernannt war. Der zweite Theil des Buches enthält den Bericht über seine Gesandtschaft nach Constantinopel im Jahre 1829, wo er auf Befehl des Königs zwischen Rußland und der Pforte vermitteln mußte. Der Preussische Hof war in dieser Affaire in der günstigen Lage, eben weil seine Betheiligung an den Orientalischen Angelegenheiten kaum erwähnenswerth war, diese Unterhandlungen mit einem starkköpfigen und eingebil deten Volke einzuleiten, ohne sich oder seine Committenten zu compromittiren, was bei der Einmischung einer größern Macht schwer zu vermeiden gewesen sein würde. — Der ausgezeichnete Ruf des General Müßling wird durch dieses Buch, in welchem sich eine sehr energische Bestimmtheit mit großer Bescheidenheit verbindet, nur noch erhöht. — Das Wichtigste aber in demselben ist die authentische Erklärung über die Mission des General Knesbeck nach Rußland. Bereits durch das „Leben York's“ wurden wir auf diese Mission aufmerksam gemacht, durch welche in die Planlosigkeit und Verwirrung des Feldzuges von 1812 plötzlich ein überraschendes Licht fällt. Wir erfahren daraus, daß doch nicht bloß der Zufall in jenen verhängnißvollen Zeiten gewaltet hat. Als im Jahre 1844 in Hornayr's Archiv der officiële Bericht, den Knesbeck von seiner Mission abgestattet hatte, gedruckt wurde, wandte sich Müßling um nähere Auskunft an seinen alten Freund. Wir theilen die Antwort auszugsweise mit.

„Du weißt, ich hatte 1806 den Winter-Feldzug mit den Russen und im Hauptquartier theils von Benningsen, theils von Tolstoy mehrere kleine Gefechte, besonders aber die Schlacht von Pultusk mitgemacht, und, ich darf sagen, die letztere geleitet, und dadurch das Vertrauen der Heerführer erworben. Als nun im Frühjahr 1807 der Kaiser Alexander zur Armee kam, hatte Tolstoy, der damals General-Adjutant war, mich besonders dem Kaiser empfohlen, und ich ward nach Bartenstein zu ihm berufen. Hier war es, wo ich das großartige Herz kennen lernte, das in seiner Brust schlug, das nur das Wohl der Menschheit wollte, und es gründete sich eine Art von wechselseitigem Vertrauen unter uns, auf welches ich im Jahre 1812 meine Sendung nach Petersburg unternahm, um ihm meinen in der Einsamkeit von Carwe ausgedachten Feldzugsplan vorzulegen, der im Ganzen denn auch befolgt worden ist. Diese meine Ideen, wie der Krieg zu führen sei und geführt werden müsse, wenn die Freiheit Europa's bewirkt werden sollte, dem Kaiser Alexander vorzutragen, war nun mein geheimer Auftrag, von dem selbst der Staats-Kanzler nie ganz in Kenntniß gekommen ist, und bloß der König allein unterrichtet war.

Um nach Petersburg hinzukommen, und dort beglaubigt zu erscheinen, bedurfte es aber eines officiellen und ostensiblen Auftrages, und dieser bestand darin, daß ich noch einmal versuchen sollte, den Frieden zwischen beiden Parteien zu vermitteln, und Alles anzuwenden, daß es nicht zum Ausbruche des Krieges kommen möge. Hiervon wurde nun St. Marfan, und durch ihn Napoleon unterrichtet, und ich ging mit Französischer Bewilligung und Französischen Pässen und Empfehlungen an Lauriston versehen nach Petersburg ab, froh, nur einen Vorwand zu haben, dorthin zum Kaiser Alexander zu kommen und ihm meine Ideen vorzulegen, und taub gegen alle Verwünschungen, die mir folgten, da es verlautet hatte, daß ich nicht dafür gestimmt, die Russen in unser Land bis zur Weichsel vorrücken, und den Kampf auf des Vaterlandes Boden ausfecht-

ten zu lassen, welches damals die herrschende, ganz allgemeine Meinung war, um mit den Russen gegen die Franzosen sich baldigst zu vereinen. Nur der König, der mir eine Conferenz ohne weitere Zeugen gewährt hatte, in der er mich ruhig über zwei Stunden anhörte, stimmte mir bei, sagte mir aber: „Hier ist Alles anderer Meinung, und der Kaiser Alexander wird sich schön bedanken, die Franzosen in sein Land kommen zu lassen!“ — Ich erwiderte, daß bei dem großartigen Herzen, welches ich von dem Kaiser kenne, es doch wol möglich wäre, wenn er sich überzeuge, daß nur auf diese Weise der Sieg ihm gewiß werden würde.

„So werde ich Sie hinschicken; — Sie werden aber schön ankommen, und ihm dann nur sagen, es bliebe bei unsrer alten Freundschaft, — ich könne aber jetzt nicht ändern, gegen ihn zu marschiren, alles Land sonst ja verlöre, — hoffte aber, würde sich Alles bald ändern!“ —

Dies war meine Instruction zur geheimen Mission, und da ich durch Scharnhorst's und Lieven's fallengelassene Worte ahnte, daß Beide dahin wirkten, die Russen um so schneller nur gleich vorrücken zu lassen, um uns zum Beitritt zu zwingen, so versäumte ich keinen Augenblick, mit dem Staats-Kanzler nur die feste Abrede nehmend, auf keinen Fall Napoleon noch eine Festung mehr einzuräumen. In Königsberg fand ich bei meinem Durchfluge schon einige Russische General-Staff-Officiere, und Dort eröffnete mir, er habe geheime Ordre, sich mit ihnen in Communication zu setzen; — ich hat, nur so lange zu warten, bis ich wieder von Petersburg zurückkäme; er antwortete: „Ich verstehe, und werde lairen.“ —

Den Wagen auf Schlitten gesetzt, jagte ich weiter, und war den achten Tag nach meiner Abreise von Berlin — (damals eine ungeheure Schnelligkeit) — in Petersburg.

Dort waren nun drei Ansichten; ein Theil, wozu Bagration gehörte, wollte so weit vordringen als möglich; — Barclay de Tolly nur bis zur Weichsel; — Pjull sah Nichts, wie sein Lager bei Drissa; — der Kaiser endlich wollte auf Russischer Grenze den Kampf annehmen, selbige aber in keinem Fall überschreiten.

Alle hielten sich mit ihren 300,000 Mann, die unter den Waffen waren, für unüberwindlich, und Keiner wollte glauben, wenn ich davon sprach, daß Napoleon wol mit der doppelten Stärke kommen würde, ja der Kaiser wurde sehr aufgebracht, als ich ihm einmal bemerkte, 300,000 Mann schienen mir viel zu wenig. „Comment,“ rief er aus, „Vous complex 300,000 Russes pour rien? Vous qui avez fait la campagne avec mes troupes?“

Ich erwiderte, ich hätte gesehen, wie tapfer sie fochten, er habe aber noch zwei andere Allirte, auf welche ich eben so rechnete. — Dies wären Raum und Zeit; — beide habe er für sich, wenn er Feld gäbe und nicht Friede machte, — und gegen diese werde und könne Napoleons Genie (für welches der Kaiser einen ungeheuren Respect hatte) so wenig, als Napoleons Uebermacht Etwas ausrichten, seine Uebermacht im Gegentheil ihm nur mehr Hindernisse in den Weg legen. Von allen Mächten Europa's habe nur Rußland diese Vortheile seinem Gegner entgegenzustellen, und, selbige gehörig benutzt, müßten Napoleons Untergang bewirken. Mir schiene Er (der Kaiser Alexander) also von der Vorsehung berufen, der Welt die Freiheit wiederzugeben, und sie aus den Fesseln zu erlösen, in welchen sie schmachte. Dies wäre ja auch eigentlich sein Ziel und sein Zweck, und so auch dies der Vorsatz des Königs meines Herrn, der seinem Herzen dazu das schwere Opfer auferlegen wolle, eine Zeitlang gegen ihn, seinen

besten Freund auf Erden, zu kämpfen. — Um diesen großen Zweck zu erreichen, käme es aber gar nicht darauf an, ob 20,000 Preußen mehr gegen ihn stritten; wol aber darauf, daß es richtig angefangen würde, den Gegner zu bekämpfen, und darüber meine Gedanken seiner Weisheit vorzulegen, hätte ich die ihm bewußte officiële Sendung übernommen, und schickte mich der König, mein Herr! — ich aber vertraue auf die großartigen Gefühle und Gesinnungen in seiner Brust, und hoffte, er würde die Gnade haben, mich zu hören! —

Eh bien, Vous me développerez vos idées, je Vous donnerai des audiences privées.

Und so bestimmte er mir eine Stunde gegen Mitternacht, und bezeichnete mir eine geheime Thür in dem Winter-Palais, wo, wenn dort ein Kosak stehen würde, ich jeden Abend zu ihm kommen könne und der Kosak mich führen würde. Während ich nun des Morgens mit Romanzow eigentlich nichtsagende leere Gespräche über den Mann im Mond führte; — den Mittag vielfältig bei Lauriston, dem damaligen Französischen Gesandten in Petersburg, zubrachte, und mir sein Mittagbrod gut schmecken ließ, — fand ich zwischen 11 und 12 des Nachts sehr oft den mir bezeichneten Kosaken, der mich zum Arbeitsaal des Kaisers hinaufbrachte, wo Er selbst mich sowol über die Stärke seines Heeres, als über die verschiedenen Kriegspläne, die ihm gemacht worden, vollständig orientirte, und mit großer Aufmerksamkeit meine Bemerkungen, Einwendungen und eigenen Ideen anhörte, und mir sein gnädiges Vertrauen im allerhöchsten Grade bezeugte. — So war ich wol ein Duzend Mal dort, und machte ihn vertraut mit dem Gedanken, fechtend immer Feld zu geben, indeß die Streitkräfte nie ganz zu opfern, und die Linie nach Moskau als die Operations-Basis anzusehen, welche Napoleon gewiß wählen würde.

Dies Letztere gab viele Diskussionen, da damals Alexander fest glaubte, Napoleon würde Petersburg zum Ziel seiner Operationen wählen. — Als ich indeß von Ihm mich beurlaubte, sagte er, mir fest die Hand gebend:

„Dites au roi, que si je venais à Kazan, je ne ferais pas la paix.“

Ich hielt die Hand lange fest; er drückte mich mit Innigkeit an seine Brust, war sehr bewegt, als ich ihm sagte, ich für meine Person würde nie gegen ihn fechten, und wenn er höre, daß ich wieder in den Dienst meines Königs getreten sei, so könne er dies als ein Zeichen ansehen, daß der König den Zeitpunkt gekommen glaube, öffentlich wieder die Russische Partei zu ergreifen.

So schied ich von Petersburg, ich glaube den 7. März. Daß mein Vortrag einen großen Eindruck auf den Kaiser Alexander gemacht hatte, davon hatte ich mich überzeugt; das Uebrige hoffte ich von Napoleons Vordringen selbst. Bei Riga oder Dorpat begegnete ich in einer Nacht noch Czernitschef, der von Paris gejagt kam, wo er sich, wie bekannt, vieler wichtiger Papiere bemächtigt hatte.

Die Postillone wollten Pferde wechseln, — wir erkannten uns wechselseitig an der Stimme; als ich frug, was er brächte, rief er mir zu: „la nouvelle que 600,000 hommes marchent contre nous!“ — und ich bat ihn, dem Kaiser zu sagen, ob ich nicht Recht gehabt habe! —

In Berlin angekommen, galt es nun, einen offensiblen Bericht über meine officiële Sendung zu machen, der St. Marsan und Napoleon mitgetheilt werden könne.

Ich hatte mir die Sache unterwegs überlegt, hatte schon in Petersburg daran gearbeitet, und fand, daß ich — da der officiële Zweck der Sendung doch eigentlich war, beide Theile vom Kriege abzuhalten, sehr gut alle Schwierigkeiten eines Krieges mit Rußland, die der Angreifer vorfinden würde, als Warnung, und zu meiner Genugthuung gewissermaßen als Prophezeiung hineinlegen könne; — und so entstand, was Du im Hornayr gelesen hast. — Als der Staatskanzler St. Marsan den Bericht mitgetheilt hatte, war dieser ganz entzückt davon, bat mich, zu ihm zu kommen, und sagte mir, wenn Etwas im Stande sein könne, Napoleon von diesem Kriege abzuhalten, so würde es meine am Ende gemachte militairische Bemerkung sein. Der Bericht selbst sei für Napoleon zu lang. Die Bemerkung am Ende würde er ihm aber gleich per Courier zuschicken; und es ist mir, als habe ich auf Wunsch des Kanzlers darauf noch gleich denselben Vormittag meine Bemerkung noch durch eine kurze Hinzufügung verstärkt, wie das größte Genie die Schwierigkeiten nicht überwinden könne, die Raum und Zeit dem Angreifer entgegenstellten, der in Rußland eindringen wolle. —

Als ich im Jahre 1814 St. Marsan in Paris wiedersah, sagte er mir, er wolle mir doch eine Sache mittheilen, die mir Freude machen würde, und erzählte mir nun Folgendes:

Als er im Frühjahr 1813, nachdem wir uns gegen Frankreich erklärt hatten, von Breslau weggegangen sei, habe er Napoleon in Mainz getroffen, und ihn dort nur auf flüchtige Augenblicke gesehen und seinen Rapport abgestattet. Nun solle ich einmal rathen, welches eine der ersten Fragen gewesen sei, die Napoleon an ihn gerichtet? — Er habe ihn gefragt, ob St. Marsan sich wol noch eines Berichts erinnere, den er ihm im vorigen Jahre vor Ausbruch des Russischen Krieges von einem Preussischen Officier geschickt habe, und wie Derselbe hiesse?

St. Marsan habe ihm darauf meinen Namen genannt, und Napoleon gleich hinter einander geäußert:

„Cet homme a très-bien jugé les affaires et la situation des choses; il ne faut pas le perdre de vue. Est-ce qu'il est employé?“

St. Marsan habe ihm darauf gesagt, er glaube wol, denn er habe mich in Breslau gesehen (wohin ich nämlich schon wieder von einer geheimen Mission nach Wien zurückgekehrt, und zwei Tage vor St. Marsan's Abreise angekommen war, um gleich wieder von dort zum Kaiser Alexander abzugehen, den ich in Blocks traf; von meiner Wiener Mission wußte aber St. Marsan Nichts); — Napoleon habe nun ein etwas nachdenkliches „hem“ gemacht, und mit ihm über den Russischen Feldzug gesprochen.

Daß Napoleon ein Jahr nachher, als nun Alles so eingetroffen war, wie ich es vorausgesagt hatte, noch an jenen Bericht gedacht hat, ist nun allerdings merkwürdig genug, und mir die größte Genugthuung gewesen, die ich darüber erhalten konnte.“—

Schriften aus und über Ungarn.

1.

Ungarns politische Charaktere, gezeichnet von F. R. Mainz J. G. Wirth Sohn. 1851. — Bei vorliegendem Buche brauchte man nur Titel und Einleitung zu lesen, und man könnte es genügend beurtheilen; aber ich that mehr, ich las 32 Seiten, das Uebrige — noch 190 Seiten — war, nach der neuen buchhändlerischen Erfindung, mit einem Querstreifen unzugänglich gemacht, und da ich dem Publicum mit einem guten Beispiel vorangehen wollte, so ließ ich diesen ungeschnitten. Es kann uns auch Grenzboten. III. 1851.

gar nicht einfallen, eine Kritik über ein Ding zu schreiben, welches unter aller Kritik steht, und das wir, wenn uns nicht zufällig der Name des Verfassers bekannt wäre, einem Handwerkslehrling zuschreiben müßten; wir wollen aus den offenen 32 Seiten nur einige Stellen mittheilen, um das Publicum vor dem Eintritt in das Innere des Querbandes zu warnen.

Die „Einleitung“ beginnt mit den „Saunen der Natur“, und kommt darauf hinaus, daß „das Wort die Mutter der That ist“, und „daß nur die That schaffen kann.“ Zur Argumentirung dieser Sätze fügt der Verfasser hinzu: „Wir haben viele Mißgeburten kennen gelernt“; „sie waren aber dennoch nicht ohne Werth,*) so wie jede Action eine Reaction erzeugt: so hat schon eine gesunde Mutter ein krankes Kind geboren. Und die Reaction ist ein krankgebornes Kind; sie ist oft durch einen schlechten Erfolg der Liebe unreif zur Welt gekommen. Es kann aber darum Niemand behaupten, daß dieses kranke Kind, wenn es auch eine ansteckende Krankheit mit sich brachte, ohne Nutzen gewesen sei! Nein! Die ansteckende Krankheit gab uns die Ursache in die Hand, um zu lernen; sie hat uns zum Denken und zum Schaffen gebildet und bestimmt. Der Mensch soll schaffen. Dadurch daß er schafft, gründet sich seine That“ u. s. w. bis Herr F. N. mit „Georg Apponyi“ die „Galerie berühmter und berühmter Männer in Ungarn“ eröffnet, um „künftigen Geschichtsforschern ein gutes Material zur Vervollkommenung einer großen Weltgeschichte zu liefern“. (S. 1—2.)

Da Herr F. N. der „politische Freund“ Kossuths, Batthyány's u. s. w. ist, so kann es uns nicht wundern, daß er uns Apponyi als einen „leidenschaftlichen Absolutisten“ aufführt (S. 3); aber die große weltgeschichtliche Auffassung des Herrn F. N. tritt uns erst bei der Administratorenangelegenheit in vollem Lichte entgegen. Die Administratoren, welche „größtentheils Personen vom Adel waren“**), mußten „als Polizeispizeln darauf sehen, daß Alles, was im Comitatssaale und in den Privatgesellschaften geäußert, der Regierung berichtet wurde.“ Auf diese Weise konnte Apponyi „sicher auf den gewissenhaftesten Verrath kommen, der sich nicht verrätherisch hie und da entwickelt haben mochte“. Aber die Hauptleidenschaft Apponyis war „die Tabakmonopolfrage, die er mit glühendem Fanatismus ins Leben zu rufen trachtete“, bis er endlich beim Ausbruch der Französischen Februarrevolution „am Rande der Verzweiflung stand“, und in seiner großen Angst den „furchtlosen Kossuth“ fragte „was er thun wolle wenn die Sache nicht durchginge,“ worauf ihm Kossuth „kurz antwortete: Ich würde eher abdanken als mein Vaterland verrathen“. (S. 3—6.)

Folgt „Szedényi“, der „in seinen nationalen Gesinnungen einer der verächtlichsten Menschen der Nation ward, und „dessen thätiger Geist im Bureau der ungar. Hofkanzlei dahinstrebte, die Seele Apponyis zu werden“, dem er mit seinen „psychologischen Landeskenntnissen“ diente; ja selbst nach der Revolution hatte er „die Frechheit, dem Reichstag einen Verrathscartel zuzusenden“ (das bekannte königl. Rescript vom 28. März), und „gegenwärtig scheint er im geheimen Cabinet des Ministers Bach an der Centralisationspolitik zu arbeiten.“ (S. 6—7.)

*) Wir bitten den Corrector, die Interpunction unangetastet zu lassen, sie ist Eigenthum des Verfassers von „Ungarns“ u. s. w.

**) Wir gewöhnlichen Menschenkinder können versichern, daß sie alle vom Adel waren, da bekanntlich erst im Landtage 1844 das Amt eines Stuhlrichters den Nichtadeligen zugänglich gemacht wurde.

„Emil Deffewffy“. Nachdem Aurel Deffewffy, unter dem sich „der Budapest Hiradó entwickelte, der die feinste Opposition gegen die Regierung verfolgte“, gestorben war, trat sein Bruder Emil als sein Nachfolger in der Politik auf, übernahm die Redaction des genannten Organs, „welches das schmeichelhafteste Blatt der Regierung war.“ Emil „hatte den Zorn und die schäumende Wuth der Conservativen allein auf sich genommen“, und nachdem sein Blatt „unter die Todten des Zeitgeistes von 1848, gekommen, läßt er auch heute noch nicht nach, Kossuth's geniale Größe, und die Reinheit seines Charakters unbefleckt zu lassen.“ (S. 8—10.)

„Graf Stefan Széchényi“. Dieser ist natürlich ein Apostat, der später vor dem von ihm selbst heraufbeschworenen Gespenst erschrak, sich der Regierung für „viele Orden“ hingab, und endlich „bewirkte, daß Kossuth, Besselényi und Lukács“ (vermuthlich Lovassy) „in den Kerker geworfen wurden.“ — Nun dies ist wirklich ganz neu — „Aber der duftende Graf irrte sich gewaltig. Er hatte keine Ruhe; seine drei politischen Opfer verfolgten seine Seele durch zwei volle Jahre, endlich war er des Leidens müde, und suchte die Regierung zu bewegen, daß sie eine Amnestie an Kossuth u. s. w. ergehen ließ“. Nun glaubte Széchényi, Kossuth werde sich bei ihm bedanken, da aber dies nicht geschah, so „schrieb er fort und fort die lächerlichsten Artikel.“ So kam der Reichstag 1840, der nach Herrn F. R. „nur drei Wochen dauerte“ (das ganze nicht „großweltgeschichtliche“ Volk von Ungarn giebt die Dauer dieses Reichstags auf 8 Monate an). Dann der Reichstag 1843 und 1844, in welchem der Graf durch eine Rede, die er bei Gelegenheit der Bauernfrage hielt, und „die eines Nobespierre würdig war“, sich wieder die Gunst des Volkes zu erwerben suchte; aber „die Opposition, klug genug, erkannte die Schlange“ und ließ sich nicht ködern. Hierauf folgte die Gründung des „Schutzvereins“, welchem „sich der Graf anschließen wollte“, aber auch hier stieß ihn die Opposition zurück. „Széchényi war verloren“ u. s. w. (S. 10—22.) — Auf den Schutzverein kommt Herr F. R. bei der Biographie Kossuth's — deren zweite Hälfte uns durch das grausame Querverband verschlossen ist — noch einmal zurück, und hier schildert er die Verblüfftheit der Regierung über die großen Erfolge dieser Kossuth'schen Schöpfung mit folgender etwas übelriechender Ekstase: „Gedankenlos starrten die kaiserlichen Zollwächter wie aus Dreck und Kälte geformt nach dem rüstigen Ungarn, das sich stolz in dem Gewande seiner Industrie auf Promenaden und Ballen zeigte“. (S. 26.)

Die halbe Anonymität des Verfassers ist gewiß nur für Deutschland berechnet, denn der Deutschungar wird aus jeder Zeile den — um in der Ausdrucksweise des Herrn F. R. zu sprechen — berücksichtigten Redacteur des „Mephisto“ und den Verfasser der „Politischen Bilder aus Ungarns Neuzeit“ herausfinden.

Wir erlauben uns hier noch eine wohlgemeinte Bemerkung für den Deutschen Buchhändler. Es konnte uns durchaus nicht wundern, daß während und unmittelbar nach Beendigung der Ungarischen Revolution, wo sich im Publicum eine Heißgier nach Allem, was die Verhältnisse und geschichtlichen Daten des nur wenig oder gar nicht gekannten Ungarns besprach, kund gab, sich viele Buchhändler fanden, die theils, um ein „Geschäft“ zu machen, theils, um wirklich dem gefühlten Bedürfniß abzuhelpfen, in Betreff der Autoren nicht sehr wählerisch waren, und Leute, wie Arthur Frei (Bussenius), Julian Chownitz, Franz Reiffger, Dr. Schütte und Consorten Verleger — und zwar manch' sehr respectable Firmen, wie Hoffmann und Campe, Schäfer u. s. w. — finden

konnten. Jetzt ist der Markt mit mehr als hundert Büchern über Ungarn versehen; viele Verleger dürften sich in Hinsicht des „Geschäfts“ sehr getäuscht haben; die Kritik hat das Ihrige gethan, um gewisse Autoren für die Zukunft — wie man glaubte — unschädlich zu machen, und dennoch Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Wir haben es in diesen Blättern oft erwähnt, und können es jetzt nur bestätigen, daß mehrere Notabilitäten der Ungarischen Emigration, die theils durch ihre Stellung während der Ungarischen Bewegung im Stande sind, getreue und interessante Daten aus dieser wichtigen Periode mitzutheilen, theils aber durch mehrere vor- und selbst nachmärzliche Arbeiten — die aber leider unter dem großen Wust von Nachwerken kaum herauszufinden sind — auch ihre Befähigung in der Publicistik und Historiographie bekundet haben, mit größern und geschätzten Werken über Ungarns Geschichte, Statistik und politische Zustände sich beschäftigen. Die Verleger, wie das Publicum, welche durch so vielen Schund so oft getäuscht werden, dürften dann schwer die Perle aus dem Sandhaufen herausfinden, und, wie es gewöhnlich zu sein pflegt, ihre Theilnahme diesem Fach der Literatur ganz entziehen: und aus den bisherigen Werken ist nur wenig Wahrheit und viele Lüge zu Tage gefördert worden.

2.

Losonczy phönix sat. szerke-zti és kiadja Vahot Imre I. k. Pest 1851.
(Losonczyer Phönix, ein historisch-belletristisches Erinnerungsbuch zur Unterstützung u. s. w. herausgegeben und redigirt von Emerich Vahot, Pest 1851.)

Die Schauer erregende Geschichte der unglücklichen Stadt Losoncz während des Russisch-Oestreichischen Feldzuges im Sommer 1849 ist dem Deutschen Publicum wohl bekannt. Herr Emerich Vahot (früher Redacteur des „Divallap“) setzte die Herausgabe des genannten Buches zur Unterstützung der hartbedrängten Stadt mit einem Eifer und einer Ausdauer ins Werk, die nur Patriotismus und Menschenliebe gepaart erzeugen können. Auch hat der Erfolg sein edles Streben in hohem Maße belohnt: das 230 Seiten starke Buch hat bereits mehrere tausend Gulden G. M. eingebracht, und der zweite Band, der vermuthlich noch dieses Jahr erscheinen wird, verspricht eine gewiß nicht mindere Einnahme.

Die Kritik pflegt gegen solche Werke mit einer gewissen Pietät zu verfahren; aber Herr Vahot hat uns auch diese kleine Verlegenheit erspart, und es freut uns, das Deutsche Publicum mit einem Werke bekannt machen zu können, um welches die Ungarische Literatur reicher geworden ist.

Nach einer in Versen von Tompa und in Prosa nach Lactanz von Váry-Szabó gegebenen Erzählung der Fabel vom Phönix folgt die Geschichte der Stadt Losoncz von Daniel Jeseñői. Die augenscheinlich gezwungene Mäßigung in Styl und Behandlung giebt dieser Skizze einen gewissen Reiz, der uns zur Verzweiflung bringen könnte; und dennoch hätte sie gewiß nicht das Licht der Welt erblickt, wenn Oestreich nicht die Sympathien — sit venia verbo — welche sich die Russen in ihrer Totalerscheinung in Ungarn erworben, trotz aller aufgefrischten Alliancen und officiellen allerhöchsten Umarmungen zu untergraben bemüht wäre.*) In literarischer Hinsicht ver-

*) Wir wollen in einer der folgenden Nummern dieser Blätter diese Skizze im Auszug mittheilen.

müssen wir in diesem Artikel jene dem geübten Chronisten eigene Sicherheit und pragmatische Aneinanderreihung der Ereignisse, welche zur Totalauffassung eines historischen Bildes unumgänglich nöthig sind.

Die hierauf folgende „Regényes kronika“ — Romantische Chronik aus dem goldenen Zeitalter unsrer Nation — vom Herrn Herausgeber ist eine in ihrer Art fast ganz neue und gewiß sehr willkommene Erscheinung in der Ungarischen Literatur, und dürfte unsre befähigten jungen Schriftsteller zur fernern Bearbeitung dieses großen Gebietes aneifern. Herr Bahot behandelt hier den Auszug der Magyaren von Asien nach Europa — „von ihrer Wiege vielleicht in ihr Grab“ — mit einem glänzenden Aufwand von patriotischer Begeisterung und poetischem Talent, indem er mehrere historisch-mythische Sagen zu einem höchst anmuthigen Ganzen vereinigt.

Um das Jahr 800 n. Chr. bewohnten unsre Vorfahren das schöne Land zwischen dem Don und der Wolga, welches damals „Dontö magyarország“ — Magyarenland am Donflusse — genannt wurde, in 7 Stämme und 108 Geschlechter getheilt, die sich aber gegen äußere Angriffe und bei größern allgemeinen Unternehmungen zu einem Ganzen vereinigten. Um obige Zeit giebt sich unter den Stämmen und Geschlechtern des friedlichen, aber tapfern Nomadenvolkes eine außergewöhnliche Bewegung kund. Versammlungen und Berathung finden in größern und kleinern Kreisen statt, Waffen werden geschliffen, Vorräthe gesammelt, bis sich endlich die ganze Nation erst zum gemeinschaftlichen Gottesdienst auf dem siebenhügeligen „Sorberék“ versammelt, wo die Götter, nicht wie bei andern heidnischen Völkern in geschnitzten Tragen und ekelhaften Thieren, sondern im reinen, lichten Strahl der Sonne und in den segensbringenden Elementen angebetet, und ihnen mehrere weiße Pferde, junge Kinder und Früchte geopfert werden; worauf dann das ganze Volk — lauter Freie — nach der Nationalfeste „Magyarvár“ zieht, wo die Reichsinignien: der mit sieben Löwen prangende Schild von Gold als Reichswappen, das mächtige mit den Bildern der großen Ahnen ausgestickte Reichspanier, die Reichskronik, das mächtige, welterobernde Schwert Attila's und das Testament seines Sohnes Esaba aufbewahrt sind. Almos, der älteste unter den sieben Feldherren und ein Nachkömmling Attila's, betritt die Tribune, und verliest das in der Volksfage lebende Vermächtniß Esaba's, in welchem den Nachkommen zur Pflicht gelegt wird: einst nach Pannonien zu ziehen und das Erbe ihrer Väter zurückzuerobern. Die Versammlung, welche zum großen Theil bereits ihren Entschluß gefaßt hatte, bestimmt jetzt, mit Ausnahme zweier Geschlechter, dem Testamente Folge zu leisten. Die Hauptlinge der zwei renitenten Geschlechter, Boár und Dypold, suchen vergebens ihre Partei zu vergrößern, indem sie der ganzen Nation Unheil verkünden, wenn sie diesen Wohnort verläßt, wo die heimischen Götter haufen und die Asche der Väter ruht. Alle Anstalten zur Auswanderung werden ins Werk gesetzt. Aber noch bevor diese stattfindet, bildet sich ein tragisches Motiv, welches seine Wirkung bis auf unsre Zeit erstreckt, und jene noch heute im Munde des Ungarischen Volkes lebende und von der Poesie mannichfach ausgebeutete Wehklage begründet: „nehez átok sujtja a magyart“ — der Ungar wird von einem schweren Fluch gedrückt. — Boár hat eine einzige Tochter, die „goldhaarige Delinke“ — Amoena —, welche dem „schwarzäugigen, ritterlichen Arplán“ — Leo — verlobt ist. Arplán, der zur großen Majorität der Auswandernden zählt, will seine ihm angelobte Braut mit sich nehmen, was der Vater schon aus Oppositionsgeist, aber noch mehr aus Anhänglichkeit gegen sein einziges Kind, nicht zugeben will. Sie er-

scheinen vor dem neuerwählten obersten Feldherrn Almos, der den Boár zur Erfüllung seines Gelübnisses an Urslán verurtheilt. Der erzürnte Vater dringt mit seinem Schwerte auf seine ebenfalls vor dem Gerichte anwesende Tochter ein, Urslán vertheidigt sie, kann aber seinen eigenen und den Tod seiner Geliebten nicht anders abwehren, als durch einen Lanzenstoß in das Herz seines Schwiegervaters. Der Geist des gemordeten Vaters verfolgt wie ein böser Schatten die wandernde Nation, welche nach mehreren mühevollen Tagereisen nach dem zum Russischen Reiche gehörenden Fürstenthum Kiew gelangt, wo sie den Fürsten durch eine Deputation um freien Durchzug ersuchen läßt, was Dieser aber verweigert, nachdem er sich mit den benachbarten Kunen vereinigt hatte, um der gefürchteten Macht der Magyaren zu widerstehen. Allein die Sache nimmt nun eine neue Wendung. Die Abgesandten der Magyaren werden bei ihrer Rückkehr von einigen Kunen verhöhnt, ja drei von ihnen getödtet; unter Letztern ist auch Urslán, der angebetete Gatte Delinke's — der Mörder ihres Vaters. Die ergrimten Magyaren rüsten sich zur Rache gegen den Völkerrath verhöhrenden Feind, greifen mit ihrem gewohnten Ungestüm und Kriegslust die überlegene Macht der vereinigten Gegner an, bestiegen sie und belagern Kiew. Die Stadt, ohne Hoffnung auf Entfug, steht am Rande der Verzweiflung, denn die Magyaren drohen die an ihren Abgesandten begangene Schmach an der gesammten Einwohnerschaft zu rächen, und versucht den mit Recht erbitterten Feind durch eine aus Weibern, schwachen Greisen und Kindern bestehende Deputation zum Mitleid zu bewegen, was ihr auch vollkommen gelingt, nachdem sich die Magyaren von der Unschuld der Einwohner an dem begangenen Frevel überzeugt. Delinke aber, die den Tod ihres geliebten Mannes ungerächt sieht, giebt sich am Grabe Desselben selbst den Tod, wiederholt sterbend den Fluch, welchen bereits ihr Vater der Nation nachgerufen hatte, und fügt hinzu: „Mögt Ihr durch Jene zu Grunde gehen, denen Ihr in diesem Friedensschluß Gnade, ein Vaterland und neues Leben geschenkt habt!“

„Im Sommer des Jahres 1849“ — so endigt die schöne Erzählung — „war das Aechzen der herumirrenden Geister Boár's, Urslán's und Delinke's in jenem düster sauselnden Winde zu hören, welcher über die in der Mitte des sanften und hochgebildeten 19. Jahrhunderts an Losonz verübte und wahrlich unverschuldete Verwüstung und die Waffenstreckung von Villagos heulend dahinzog.“ —

An der Behandlung, die übrigens eine vollkommen gelungene zu nennen ist, haben wir nur im ersten Capitel bei der Schilderung der Eigenschaften und Lebensweise der Urmagyaren und im sechsten Capitel bei der Aufzählung der Reize Delinke's jene Ueberhäufung der Bilder und Gleichnisse zu tadeln, welche den Gesamteindruck stört, und leider vielen unsrer Prosaiter noch in sehr hohem Maße eigen ist.

Die „Üneplések“ — Feier — von Ignác Nagy stellt uns in einigen recht anschaulichen Bildern den Gegensatz des gemüthlichen und besonders in protestantischen Ländern mit so viel Freuden und auch manchen Leiden gefeierten Christabends bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft dar. Herr Nagy, jetzt Redacteur des Modeblattes „Fulár“, versuchte in seinen „Magyar tiltok“ — Ungarische Geheimnisse — dem Ungarischen Publicum den Eugen Sue in Paprikabrühe vorzulegen, und vergaß nur den kleinen Umstand, daß die Ungarn keine Franzosen und Pesth nicht Paris ist. In seinen übrigen belletristischen Arbeiten führte er eine wahre Manie zu gezwungenen Sarkasmen und unverdaulichen Wizen ein, die uns stets unheimlich berührten, und dem

Geiste der Ungarischen Sprache ganz fremd sind. In den „üneplések“ erblicken wir den Autor mit Vergnügen auf dem Wege zur Besserung; nur müssen wir die Art und Weise, wie er in gewissen Gesellschaften von dem Ungarischen Theater sprechen läßt, wenigstens für heute, als unwahr bezeichnen.

„A' láthatlan csillag“ — der unsichtbare Stern — von Moriz Jokay ist in Styl und Anschaulichkeit der Gegenstände und Situationen, wie alle Werke des beliebten Romanisten, sehr gelungen. Nur müssen wir hier gegen dieses Genre überhaupt eine Bemerkung hinzufügen. Bei Nationen, deren überreiche Literatur das innere Leben des Volkes bis zu einem gewissen Grade erschöpft hat, können wir es dem Schriftsteller verzeihen, wenn er — wie gewisse Chemänner kleine Reisen unternehmen, um darin im Hause lieber gesehen zu werden — manchmal nach den Pyramiden, nach West- und Ostindien, oder gar in die Feenreiche wandert, um dem Publicum von dort etwas Neues zu bringen. Auch hat dies bei Völkern, die mit den entferntesten Völkern der Erde durch Handel und Coloniewesen verkehren, und wo die Schriftsteller selbst Gelegenheit haben, sich eine eigene Anschauung von den Zuständen, Sitten, Lebensweisen u. s. w. dieser Völker zu erwerben, gewiß seinen Nutzen; allein in Ungarn, wo das deutlich ausgesprochene eigenthümliche Volksleben und die ereignisreiche Geschichte und Sagenwelt noch so reichliche Ausbeute geben, und fast keiner unsrer Schriftsteller sich eine eigene Anschauung von dem Leben entfernter Völker erworben hat, muß uns jede derartige Abschweifung, und besonders bei Schriftstellern, die das heimische Volksleben so genau kennen, wie Herr Jokay — gelinde gesagt — als eine unverzeihliche Nachahmungssucht erscheinen.

Mit diesen Gedanken beschäftigt las ich die darauf folgende Dorfgeschichte: „Egy falu két baktér“ — Ein Dorf, zwei Nachtwächter — von dem rühmlich bekannten, volksthümlichen „Bas Gereben“. — Die Anekdote ist in Ungarn landeskundig, und wird in allen Schenkstuben, Werkstellen und Bauernhochzeiten erzählt. Der Wächter eines kleinen Dorfes bläst die elfte Stunde, und sucht, da ihm die „nassen Flammen“ die Augenlieder etwas schwer gemacht hatten, ein Lager auf einem vor dem Wirthshause stehenden, mit Heu und Stroh reichlich versehenen Wagen, vor dem die abgezäumten Pferde sich das Futter wohl schmecken lassen, während der Fuhrmann in der Schenke einige Erfrischung einnimmt. Nach der Abfütterung zäumt der Fuhrmann wieder auf, fährt eine Station weiter, bleibt in einem einige Stunden weit entfernten Dorfe wieder vor dem Wirthshause stehen, um den Pferden „Etwas vorzulegen“, und kehrt wieder in der Schenke ein; der Nachtwächter erwacht, steigt vom Wagen, und glaubt in der dunkeln Nacht, in seinem Dorfe zu sein. Da er nun zum letzten Male eif geblasen hatte, und sein „Schläfchen“ nur auf eine Stunde berechnet, so ruft und bläst er jetzt zwölf; aber kaum hat er beendet, als von dem andern Ende des Dorfes eine unbekannte Stimme „drei Uhr“ ruft; die armen Wächter glauben jeder ihr eigenes Gespenst zu hören, gehen mit dem Rufe: „Wer bist Du!“ auf einander los, und schleppen sich gegenseitig zum Dorfrichter, wo sich dann das Räthsel, versteht sich nicht sehr angenehm für den transportirten Sicherheitsmann, der nun seinen Weg zu Fuße zurückmachen muß, löst. — Herr Bas hat diese Anekdote mit viel Geschick und einer fast nur ihm eigenen Art, die Volkssprache nachzuahmen, zu einer lieblichen Dorfnovelle bearbeitet, die uns Nichts zu wünschen übrig läßt.

„Nemzetmozgalom.“ — Nationale Bewegung zur Zeit der Wahl Mathias Huny-

adiß (Corvinus) zum König von Ungarn — eine historische Skizze von Paul Vasváry, hat uns im Ganzen wenig befriedigt, was wir bei dem anerkannten Talent des zu früh verbliebenen Jünglings nur in dem Umstande suchen müssen, daß die Skizze, welche aus seinem Nachlaß genommen ist, eine Vorarbeit zu einem größern, gesichteten Werke sei, das aber durch den Tod des Verfassers nicht zu Stande kam. — Der Verfasser erwarb sich in Pesth, in den Märztagen, durch sein wirklich bedeutendes rednerisches Talent eine außerordentliche Popularität, und es wurde keine Volksversammlung abgehalten, bei der der liebenswürdige Jüngling nicht mit allgemeinem Applaus und großem Erfolg gesprochen hätte. Später, als er wegen seiner Minderjährigkeit — er war noch nicht 24 Jahr alt — von der Wahl zum Reichstags-Deputirten ausgeschlossen blieb, bestieg er die Katheder, und tradirte vor einer zahlreichen Zuhörerschaft Geschichte. Als der offene Krieg ausbrach, bildete er ein Freicorps, zu dessen Major er ernannt wurde, und fiel an der Spitze desselben bei einem unglücklichen Gefecht der Ungarn mit den Gebirgswalachen in Siebenbürgen.

„A szép ráczeány“ — Das schöne Raizenmädchen — ist ein anmuthig erzähltes tragisches Honvedabenteuer von Dbernyik, und das darauf folgende historische Charakterbild: „Az ifju csaszár“ — Der junge Kaiser — welches den großen Sultan Muhamed II. während der Belagerung und Einnahme Constantinopels und sein Verhältniß zu der schönen Griechischen Fürstin Irene schildert, zeigt uns den jungen Fürsten in seinen seltenen schönen Augenblicken „menschlicher Schwäche“, wie in seiner urwüchsigsten Grausamkeit. Er müht sich selbst umsonst den Namen des „Grausamen“ Lügen zu strafen. Ein gewisses Fatum drängt ihn, auf der betretenen Bahn fortzufahren, obwol ihm eine unbekannte Stimme unaufhörlich die verhassten Worte zuflüstert: „Du bist grausam“. — „Und die unerbittliche Geschichte ruft es nach: grausam!“ —

An den Gedichten ist die Furcht vor der Säbelcensur — das Buch ist, trotz seines jegigen unschuldigen Inhalts, mehr als zwei Monate bei der Polizei gelegen, bis die Erlaubniß zur Versendung erfolgte — deutlicher zu sehen; doch lassen uns einige epische Fragmente von Arany und Garay, wie das Bruchstück eines Drama's von Börösmarty, bald einige werthvoll Novitäten dieser Dichter hoffen. Unter den lyrischen Gedichten sind: „die Winterabende“ von Petöfy, „das Märchen vom Seidenwurm“ von Tompa und „die Lofonczger Waise“ von Toth unzweifelhaft die gelungensten. B.

Die Judenfrage in England. Zum zweiten Mal haben die Lords die vom Unterhaus beschlossene Emancipation der Juden verworfen. Die tragikomische Scene mit Rothschild hat sich mit dem Alderman Salomon noch etwas pikanter erneuert. — Die Engländer gerathen über Vergleichen nicht außer Fassung, sie haben Geduld; sie wissen, daß eine unabweißbare Forderung des Rechts und der Humanität sich bei ihnen durchsetzen muß, in der nächsten Zeit durchsetzen, wie sehr auch der Pietismus und der aristokratische Hochmüth sich dagegen sträuben möge. — Dabei sind sie nicht so romantisch wie die Deutschen; sie halten es nicht für den einzigen Zweck ihres Liberalismus, die Juden zu emancipiren. Uns ging es mit den Juden wie mit den Polen; es sah ganz so aus, als ob jede Sorge für uns selbst gemeine Selbstsucht wäre, wenn wir nicht vorher Jene zu unserm Niveau erhoben hätten. — Wie dem auch sei, die Emancipation der Juden ist nicht nur eine rechtliche Nothwendigkeit, sondern auch das beste Mittel, was uns an diesem Volk noch fatal ist, allmählich zu heben.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von **C. E. Albert.**

Ich hatte mir die Sache unterwegs überlegt, hatte schon in Petersburg daran gearbeitet, und fand, daß ich — da der officiële Zweck der Sendung doch eigentlich war, beide Theile vom Kriege abzuhalten, sehr gut alle Schwierigkeiten eines Krieges mit Rußland, die der Angreifer vorfinden würde, als Warnung, und zu meiner Genugthuung gewissermaßen als Prophezeiung hineinlegen könne; — und so entstand, was Du im Hornayr gelesen hast. — Als der Staatskanzler St. Marsan den Bericht mitgetheilt hatte, war dieser ganz entzückt davon, bat mich, zu ihm zu kommen, und sagte mir, wenn Etwas im Stande sein könne, Napoleon von diesem Kriege abzuhalten, so würde es meine am Ende gemachte militairische Bemerkung sein. Der Bericht selbst sei für Napoleon zu lang. Die Bemerkung am Ende würde er ihm aber gleich per Courier zuschicken; und es ist mir, als habe ich auf Wunsch des Kanzlers darauf noch gleich denselben Vormittag meine Bemerkung noch durch eine kurze Hinzufügung verstärkt, wie das größte Genie die Schwierigkeiten nicht überwinden könne, die Raum und Zeit dem Angreifer entgegenstellten, der in Rußland eindringen wolle. —

Als ich im Jahre 1814 St. Marsan in Paris wiedersah, sagte er mir, er wolle mir doch eine Sache mittheilen, die mir Freude machen würde, und erzählte mir nun Folgendes:

Als er im Frühjahr 1813, nachdem wir uns gegen Frankreich erklärt hatten, von Breslau weggegangen sei, habe er Napoleon in Mainz getroffen, und ihn dort nur auf flüchtige Augenblicke gesehen und seinen Rapport abgestattet. Nun solle ich einmal rathen, welches eine der ersten Fragen gewesen sei, die Napoleon an ihn gerichtet? — Er habe ihn gefragt, ob St. Marsan sich wol noch eines Berichts erinnere, den er ihm im vorigen Jahre vor Ausbruch des Russischen Krieges von einem Preussischen Officier geschickt habe, und wie Derselbe hiesse?

St. Marsan habe ihm darauf meinen Namen genannt, und Napoleon gleich hinter einander geäußert:

„Cet homme a très-bien jugé les affaires et la situation des choses; il ne faut pas le perdre de vue. Est-ce qu'il est employé?“

St. Marsan habe ihm darauf gesagt, er glaube wol, denn er habe mich in Breslau gesehen (wohin ich nämlich schon wieder von einer geheimen Mission nach Wien zurückgekehrt, und zwei Tage vor St. Marsan's Abreise angekommen war, um gleich wieder von dort zum Kaiser Alexander abzugehen, den ich in Bloß traf; von meiner Wiener Mission wußte aber St. Marsan Nichts); — Napoleon habe nun ein etwas nachdenkliches „hem“ gemacht, und mit ihm über den Russischen Feldzug gesprochen.

Daß Napoleon ein Jahr nachher, als nun Alles so eingetroffen war, wie ich es vorausgesagt hatte, noch an jenen Bericht gedacht hat, ist nun allerdings merkwürdig genug, und mir die größte Genugthuung gewesen, die ich darüber erhalten konnte.“—

Schriften aus und über Ungarn.

1.

Ungarns politische Charaktere, gezeichnet von F. R. Mainz J. G. Wirth Sohn. 1851. — Bei vorliegendem Buche brauchte man nur Titel und Einleitung zu lesen, und man könnte es genügend beurtheilen; aber ich that mehr, ich las 32 Seiten, das Uebrige — noch 190 Seiten — war, nach der neuen buchhändlerischen Erfindung, mit einem Querstreifen unzugänglich gemacht, und da ich dem Publicum mit einem guten Beispiel vorangehen wollte, so ließ ich diesen ungeschnitten. Es kann uns auch Grenzboten. III. 1851.